Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937
1922

12 (12.1.1922) Unterhaltungs-Beilage

Visual Library

Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage

Plauderei über die Luft.

Von Franz Sales Meyer.

Die Luft ist eines der vier Elemente der Alten; im Lichte der neuzeitigen Wissenschaft ist sie ein Gemenge verschiedener Gase und nationalökonomisch genommen gehört sie zu denjenigen Dingen, die vorläufig noch steuerfrei sind. Dem Regenwurm und dem Maulwurf ist es am wohlsten unter der Erde; die Lerchen und die Schmetterlinge streben himmelan und im Reich der Lüfte König ist der Weih. Der Mensch hält sich an die goldene Mitte. Er geht nur unter die Erde, wenn er den St. Gotthard oder den Arlberg nicht übersteigen will, wenn er Kohlen zutage fördert oder sich begraben läßt. Er steigt nur in die Lüfte, wenn er Seiltänzer ist, das Fliegerexamen bestanden hat oder gehängt wird. Im letztern Fall wird er ein Galgenvogel, der in der Luft das Luftschöpfen vergißt, wie Abraham a Santa Clara sich ausdrückt.

Von der Luft kann man nicht leben, sagt das Sprichwort, und trotzdem ist sie nötiger als das tägliche Brot, welches sich im Notfall anderweitig ersetzen ließe. Was an irdischen Organismen webt und lebt, muß Luft haben. Ein Goldfisch wäre im abgekochten Wasser bald pleite wie der Börsianer, dem die Luft ausgeht. Wo blieben Humbug und Leichtsinn, wenn es keine Luft gäbe? Man könnte nichts mehr aus der Luft greifen und nichts mehr in den Wind schlagen.

Es ist merkwürdig, die freie Luft macht Wangen rot, die Zimmerluft macht sie blaß. Die Höhenluft ist nach Ansicht der Doktoren gesund, die Nachtluft ist nach der Meinung besorgter Mütter ungesund. Die Küfer halfen der Kellerluft auf, was sie an den Fässern gesündigt haben, und den Spitzbuben kann die Kerkerluft gestohlen werden. Zigarren und Luftkissen taugen nicht, wenn sie Luft haben und wenn sie keine haben erst recht nicht.

Für die fünf Sinne des Menschen ist die Luft erst vorhanden, wenn sie verbessert oder verdorben wird. Sie riecht im Schwarzwald so köstlich, weil sie mit Tannenduft imprägniert ist und weil die Bauern die Fenster nicht aufsperren. Für das Auge ist die Luft durchsichtiger als Glas, solange sie nicht von den Nebeln mit Wasserdampf, von den Fabrikschloten mit Kohlenruß und von den Bierphilistern mit Tabaksqualm verdüstert wird. Dem Geschmack ist ein luftiger Geburtstagskuchen zweifellos angenehmer als der sitzengebliebene. Das Gefühl schätzt die Luft nach ihrer Temperatur ein und findet sie eisig, kalt, kühl, lau, lind, warm oder heiß, je nach dem Thermometerstand oder nach eigenem Ermessen. Im Fall der äußersten Extreme wird das Schwein als Bekräftigungszeuge beigezogen. Dem Gehör kommt die Luft erst zur Geltung, wenn sie bewegt wird, sei es durch schwingende Saiten, durch Tschinellen und Trommelfelle, durch Orgelpfeifen, durch Tier- und Menschenkehlen oder durch die Gradienten der Luftdruckunterschiede.

Wenn der Mensch sich fortbewegt, ändert er seinen Namen; er wird Spaziergänger, Wanderer oder Schnelläufer. Ebenso ergeht es der Luft. Schwach bewegt wird sie zum Lüfterl und dann zergeht im Wald draus der Schnee. Mäßig bewegt wird sie zum Wind; beharrlich ist man nur am Bodensee, doch „luftet" es noch, wenn es bei uns windet. Die Luft wird zum Sturm, wenn sie den Schieferdecker und den Glaser in Nahrung setzt; zum Orkan, wenn sie Heuwagen umwirft, Eisenbahnzüge zum Stehen bringt, alte Häuser einreißt und ganze Wälder abholzt. Das zarte Lüftchen kann also gründlich ausarten. Die mehr als einmal festgestellte Sekundengeschwindigkeit von 45 Meter gestattet der Luft, das beste Auto und den schnellsten Schnellzug zu überholen. Es ist ein Kinderspiel, wenn die Windsbraut auf unseren Gassen Platanenblätter und Zeitungsfetzen in die Höhe wirbelt; aber es ist schwere Not, wenn der Taifun einem Schiff die Takelung wegrasiert und den Stahlpanzer einzudrücken droht.

Der Fisch wird sich des Wassers erst bewußt, wenn er auf das Trockene gelangt, und es hat lange gedauert, bis der Mensch sich unter der Luft etwas Körperliches vorstellen konnte. Otto von Guericke und Evangelista Torricelli mußten sich zuvor die Köpfe zerbrechen. Dann ist wieder eine Weile verstrichen, bis man sich darüber klar wurde, daß die Luft wie das Wasser und alles andere drei Zustände habe, daß sie nicht nur gasförmig, sondern auch flüssig und fest sein könne. Dem Chemiker hat sich die Luft als ein Gemenge entpuppt, so etwa wie das Schorlemorle. Damit es uns im reinen Sauerstoff nicht zu wohl wird, ist er reichlich mit Stickstoff versetzt, und ein bißchen Kohlensäure bildet den Bodensatz. Die Erdoberfläche ist der Boden der Flasche, die Gott weiß wie hoch ist. Man munkelt von 300 Kilometer Höhe; es kann auch einiges mehr oder weniger sein. Im Luftballon ist man bis jetzt nicht über 10 Kilometer hochgekommen. Dem unbemannten Versuchsballon geht zwar der Atem nicht aus; er hat aber aus anderen Gründen die genannte Höhe noch nicht einmal verdoppelt. Viel zu holen wird es übrigens in diesen luftverdünnten Höhen auch nicht geben. Man kann sich immerhin wundern, wie der Aerolith, der kleine verirrte Himmelskörper schon in Höhen von 120 Kilometer infolge der Reibungswärme glühend und leuchtend wird, gewiß ein Zeichen für die Körperlichkeit der Luft. Es wird nur erklärlich durch die ungeheure Geschwindigkeit des Weltenbummlers, die ungefähr dem Zurücklegen des Weges von Karlsruhe nach Achern in einer Sekunde entspricht.

„Es liegt in der Luft" sagen wir in Anbetracht von Geschehnissen, die da kommen sollen. Der große Weltkrieg lag längst in der Luft, bevor er kam. „Und wenn die Wesen sich vom Boden erhoben, so erhoben sich auch die Räder. Und ich hörte das Rauschen der Flügel wie das Rauschen von großen Wassern." Wer denkt da nicht an den neuzeitigen Flieger? Ezechiel gehört ja zu den großen Propheten, aber 2500 Jahre ist etwas viel für die Vorahnung der Lufteroberung. Pech über Pech an allen Enden! Hat man das Schlittschuhlaufen erlernt, so gibt es Tauwetter; hat man als Flieger das gröbste hinter sich, so wird es uns verboten.

Was wiegt die vorhandene Luft? Das ist ein nettes Rechenexempel für Knaben, die Freude an vielen Nullen haben. Sie wiegt soviel, als das Quecksilber wiegen würde, das nötig wäre, die Erde rundum in Tischhöhe damit zu begießen. Der Flächeninhalt der Erde ist im Geographiebuch verzeichnet, die Tischhöhe ist eine bekannte Größe und ein Kubikmeter Quecksilber wiegt 13,6 Tonnen. Also alles da, nun rechne du, mein Karlchen!

Hauptberuf der Luft ist die Ermöglichung des organischen Lebens. Nebenbei muß sie auch allerlei mechanische Arbeit leisten, Windmühlen treiben, Häuser heizen, Bergwerke ventilieren, Brückenpfeiler fundieren helfen, Radreife elastisch machen, Orgelpfeifen anblasen, Staub absaugen u. a. m. Zu Preßluft komprimiert bremst sie Eisenbahnzüge, befördert Rohrposten, schießt Torpedo ab, hilft beim Tunnel bohren, läßt Sirenen heulen usw. Die Luft ist zwar kein Mädchen für alles, aber immerhin recht vielseitig.

Daß ein hochwichtiges Lebenselement auch zu sprachlichen Bildern verwoben wird, ist selbstverständlich. Wer sein Geld und seine Jugend vergeudet, ist ein Luftikus. Von einer Luftika hört man jedoch nie reden, obgleich es auch verlorene Töchter geben soll. Wir richten uns darnach ein, wenn wir von einer Sache Wind bekommen; wir hüten uns aber, Wind zu säen, damit wir keinen Sturm ernten. Wir bauen uns Luftschlösser und freuen uns dieser Luftgespinste. Wir fluchen gelegentlich wie ein Türke; das ist zwar sündhaft, aber es wirkt wie Ricinusöl und schafft dem gepreßten Herzen Luft. Es gibt geborene Schlingel und solche, die es durch Umsatteln werden. Steigt uns von jenen einer auf die Bude, so setzen wir ihn an die Luft, und wenn einer von den andern, bevor er sich als Schuft entpuppte, uns lieb gewesen, so begraben wir ihn im Garten unserer Erinnerung und schreiben auf den Leichenstein: Auch du, mein Brutus! Er war uns einmal etwas, jetzt ist er für uns — Luft.

Die letzte Lebenszeit der Zarenfamilie.

Unter dem Titel „Dreizehn Jahre am russischen Hof" ist soeben in einem englischen Verlag ein Buch erschienen, dessen Verfasser Pierre Gilliard, der frühere französische Lehrer des Zarewitsch, der einzige sein soll, der die Gefangenschaft der Zarenfamilie und ihrer Umgebung in Tobolsk überlebt hat. Man glaubte bisher, daß Gilliard ebenfalls in Jekaterinburg ums Leben gekommen sei. Er wurde aber, wie er erzählt, wenige Wochen vor dem Ende der kaiserlichen Familie von ihr getrennt. Er hat dann drei Jahre in Sibirien zugebracht und ist im September 1920 nach Europa zurückgekehrt, gleichsam, wie er sich ausdrückt, aus dem Grabe steigend, um das Andenken des Zaren und der Seinen zu verteidigen und die Kaiserin von häßlichen Verleumdungen zu reinigen. Als die unwürdigste dieser Verleumdungen scheint er es anzusehen, daß man die Zarin der Sympathie mit den Deutschen verdächtigt hat; auch verweist er die widerwärtigen Geschichten von ihren Beziehungen zu Rasputin ins Reich der Fabel. Gilliard macht sich die Auffassung des französischen Botschafters in Petersburg zu eigen, der das Bild dieser deutschen Fürstentochter folgendermaßen zeichnet: „Ihre Erziehung, ihre Bildung und ihre intellektuellen und moralischen Ansichten waren ganz und gar englisch. Sie war Engländerin im Aeußeren und in der Kleidung, in gewissen Zügen von Zurückhaltung und Puritanismus, in der schwer zu beeinflussenden Hartnäckigkeit ihres Empfindens und schließlich in vielen persönlichen Gewohnheiten." Sie habe zuerst gezögert, als der Vorschlag ihrer Heirat mit dem Zaren aufgetaucht sei. Ihr erster Besuch in Petersburg erfolgte bei der Beisetzung Alexanders III., und die Russen sagten, sie bringe Unglück. Es gelang ihr auch nicht, die Zuneigung ihrer Untertanen zu erwerben. Nach der Schilderung Gilliards lag eigentliche Liebenswürdigkeit nicht in ihrem Wesen. Sie war dazu zu aufrichtig; jedes Wort aus ihrem Mund gab ihre wahren Gefühle wieder, und sie bewahrte stets eine Zurückhaltung, die man ihr für Hochmut auslegte. Ihr Trost in allem Ungemach war ihr Sohn. Von dem Augenblick an, da man entdeckte, daß er ein Bluter sei, war das Leben seiner Mutter ein einziger, furchtbarer Kampf mit dem Tod. Seit ihrer Kindheit hatte sie von dieser Krankheit als von einem schrecklichen und geheimnisvollen Uebel sprechen hören, gegen das ärztliche Kunst machtlos sei. Nun setzte sie ihre ganze Zuversicht in die Hilfe Gottes; damals war es, daß Rasputin, ein einfacher, sibirischer Bauer, zu ihr gebracht wurde und ihr sagte: „Glauben Sie an die Macht meiner Gebete; glauben Sie an meine Hilfe, und Ihr Sohn wird leben." Das und nichts anderes war das Geheimnis des Einflusses, den dieser seltsam aus mystischen und erotischen Zügen gemischte Mensch auf sie ausübte. Er schien ihr ein Lichtblick in der Verzweiflung, die sie erfaßt hatte, da sie wußte, ihr Sohn habe die Krankheit von ihr geerbt.

Der Ausbruch des Krieges traf die kaiserliche Familie wie ein Donnerschlag. Als der Zar den Seinen die Nachricht brachte, daß die Eröffnung der Feindseligkeiten unvermeidlich geworden sei, und daß alle seine Anstrengungen die Katastrophe nicht hätten verhindern können, brach die Zarin in Tränen aus, und die älteren Großfürstinnen weinten gleichfalls, als sie den Schmerz ihrer Mutter sahen. Die Kaiserin hatte düstere Vorahnungen. Gilliard gibt eine ihrer Aeußerungen so wieder: „Ich habe den Kaiser Wilhelm nie geliebt, weil er nicht aufrichtig ist. Er ist eitel und ist immer ein Schauspieler gewesen. Stets hat er mir Vorwürfe gemacht, weil ich nichts für Deutschland täte. Er wird mir diesen Krieg nie vergeben. Was ist doch seit meiner Kindheit aus Deutschland geworden! Preußen ist sein Unglück gewesen." Der Zar war nach der Schilderung des Gewährsmannes von Natur scheu, mißtrauisch und zögernd; er hatte wenig Vertrauen zu sich selbst und glaubte, daß er vom Unglück verfolgt werde. Einen furchtbaren Eindruck machte auf die Zarin die Ermordung Rasputins. Nachdem der gefallen war, auf den sie ihre letzte Hoffnung gesetzt hatte, schien ihr jedes Unglück möglich. Zur Zeit, da die Revolution ausgebrochen war und der Zar abdankte, war sie nicht bei ihrem Gatten. Sie war verzweifelt, aber ihr Mut verließ sie nicht. Es war schrecklich, ihren Gesichtsausdruck zu sehen, doch bezwang sie sich und ging mit ihren Kindern um wie immer. Nach Gilliards Darstellung steigerte sich ihre Selbstbeherrschung, ja ihre Heiterkeit immer mehr, je näher das tragische Ende heranrückte. Die Zarenfamilie wurde gefangen genommen und von Kerenski unwürdig behandelt, der in einem der Wagen ankam, die zu des Zaren persönlichem Gebrauch bestimmt gewesen waren, und sich auch eines seiner Chauffeure bediente. Während der Gefangenschaft in Tobolsk fand die kaiserliche Familie ihren Trost in der gemeinsamen abendlichen Teestunde; zu einem General, der sich von dem zwanglosen Familienleben, das sich hier abspielte, überrascht zeigte, meinte der Zar, er habe ihn und die Seinen wenig gekannt, obwohl er doch Gelegenheit gehabt habe, sie kennen zu lernen. Da brauche man sich nicht zu wundern, wenn die Zeitungen so viel Falsches erzählten. Man sagte der Zarin, die deutsche Regierung verlange ihre Auslieferung, da soll sie erklärt haben: „Nach dem, was sie dem Zaren angetan haben, will ich lieber in Rußland sterben, als von den Deutschen gerettet werden." Gilliard hat den Raum, in dem die kaiserliche Familie getötet wurde, später gesehen. Er machte einen unsagbar unheimlichen Eindruck. Nur durch ein vergittertes Fenster in Manneshöhe fiel Licht hinein, und die Mauern zeigten zahlreiche Spuren von Gewehrkugeln und Bajonetten. Die Zarin und ihre Töchter sollen in ihren letzten Tagen häufig geistliche Lieder gesungen haben, wodurch selbst ihre Wächter gerührt worden seien. Der Tod, so meint der Gewährsmann, habe für sie nichts Bitteres gehabt; er sei die Befreiung von langem Kampf und tiefer Erniedrigung gewesen.

Der greise Kanzler und der junge Kaiser.*)

Von Prof. Arthur Böhtlingk.

(Schluß.)

Das Meisterstück, durch das Bismarck seine weitausschauende Friedenspolitik gekrönt hatte, war der sog. „Rückversicherungsvertrag" mit Rußland. Durch diesen war der Zar wegen der Stellung auf dem Balkan, wo Bulgarien (in Gemäßheit des Berliner Vertrages!) unzweideutig zur russischen Machtsphäre gehören sollte, beruhigt und ihm, zur Beherrschung der Meerengen, sogar Konstantinopel in Aussicht gestellt worden. Der Vertrag diente dazu, sowohl einem Krieg zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn vorzubeugen, als Rußland von Frankreich fernzuhalten. Er bot endlich den sichersten Rückhalt England gegenüber. Auf drei Jahre, bis zum Frühjahr 1890 befristet, sollte er eben erneuert werden. Zu diesem Behufe war Graf Schuwalow, der mit Bismarck befreundete russische Staatsmann, bereits in Berlin eingetroffen. Kaiser Wilhelm aber hat, von Waldersee und Caprivi darin bestärkt, die Anlehnung an England vorziehend, die Erneuerung des Vertrages — abgelehnt! Damit ist Bismarcks ganzes Spiel umgestürzt worden. Schon im Jahre 1891 sind Rußland und Frankreich ein Herz und eine Seele geworden und für die Staatslenker an der Newa führte der Weg nach Konstantinopel fortab über — Berlin! Die Katastrophe, die Bismarck als Folge seines Rücktritts so klar voraussah, sollte sich 1914 geradezu programmmäßig vollziehen. Auch seine Befürchtung im Hinblick auf den Umsturz, wie ihn die Sozialdemokraten im Schilde führten, hat sich, wenn auch erst infolge des unglücklichen Krieges und fast ein volles Menschenalter später, letzten Endes als nur zu wohlbegründet erwiesen. Dieser Vorausblick hat dem greisen Recken die schroffe Kampfstellung eingegeben und sein zögerndes Verhalten in bezug auf seinen Rücktritt bedingt. Ihn beherrschte nur zu sehr die Vorstellung, daß es sich um eine ähnliche Lage handle wie 1862, zur Zeit des hochgradigen Konfliktes der Krone mit der Volksvertretung im Parlament, als er König Wilhelm von der beabsichtigten Abdankung abhielt und einer so glorreichen Zukunft entgegenführte. Wilhelm II. stand, wie Bismarck fürchtete, im Begriffe, in eine ähnliche Lage zu geraten.

Der Fünfundsiebzigjährige fühlte sich noch Titane genug, den, wie er wähnte, unvermeidlichen Kampf zu siegreichem Austrag zu bringen. Und so konnte nach ihm dieser Kampf nicht bald genug entbrennen. Der junge Kaiser indes scheute begreiflicherweise vor ihm zurück. Er meinte, demselben durch Nachgiebigkeit und Entgegenkommen, zumal in der Arbeiterfrage, vorbeugen zu können. Wilhelm hat tatsächlich ein volles Vierteljahrhundert hindurch in Frieden regiert.

Tief tragisch ist auch gewesen, daß Bismarck einen Monarchen haben wollte, der selbständig regiere und dabei nichts so sehr fürchtete, als daß Wilhelm II. sich solches beikommen ließ. Er konnte ihm das Rückgrat nicht genug steifen und sich ihm dabei nicht schroff genug entgegensetzen. Was Wunder, daß es darob zum tödlichen Zusammenstoß gekommen ist!

Daß Wilhelm Caprivi, einen General, der sich bisher nie mit Politik befaßt hatte, als Nachfolger Bismarcks, ins Kanzleramt einsetzte, ist gewiß ein starkes Stück gewesen. Allein hatte nicht Bismarck selbst auf Caprivi als eventuellen Ministerpräsidenten in Preußen hingewiesen, indem er, falls es zum offenen Kampfe mit den Umstürzlern kommen sollte, an der Spitze der preußischen Regierung einen entschlossenen Militär zur Hand zu haben wünschte? Die Voraussetzung dabei war freilich gewesen, daß er selbst Reichskanzler blieb. Ihm mochte dabei die Erinnerung an den General Roon vorschweben, den er eine Zeitlang als preußischen Ministerpräsidenten neben und unter sich gehabt hatte. Caprivi bürgte ihm dafür, daß er gegebenen Falles ihn politisch nicht kontrarieren und nicht zögern werde, dreinzuschlagen. Seine Willfährigkeit gegenüber dem Souverän und seine Energie machten ihn jetzt auch dem Kaiser genehm, der es offenbar darauf angelegt hatte, sein eigener Kanzler zu sein. Er brauchte in seiner Vorstellung einen Degen, der ihm den verfehmten Bismarck vom Leibe halten und zur Ruhe bringen sollte. Wozu der gehorsame General sich nur zu bereit hat finden lassen.

Der greise Schöpfer des Reiches sollte stumm, mit verschränkten Armen zuschauen, wie sein Werk zugrunde gerichtet zu werden drohte! Jede Mahnung, die er laut werden ließ, wurde ihm als Staatsverbrechen angerechnet. Gar als er 1896 verriet, daß es mit Rußland einen Rückversicherungsvertrag gegeben habe, der nicht erneuert worden sei, ward er in aller Form zum Hochverräter gebrandmarkt. Auch nach äußerlicher Aussöhnung und überschwenglicher Huldigung gelegentlich des 80. Geburtstages hat Wilhelm, selbst an Bismarcks Tische in Friedrichsruh, jede noch so leise Berührung der Politik strengstens vermieden. Das blieb bis ans Ende. Auch die Gedanken und Erinnerungen des in „Ungnaden" Dahingegangenen sind unbeherzigt geblieben.

Der dritte Band ist leider im ersten grimmen Groll des tödlich verletzten, ab irato, niedergeschrieben worden. Bismarck selbst hat, im Bewußtsein hiervon, die Veröffentlichung in Frage gestellt. Seine Erben sollten letzten Endes darüber entscheiden. Diese haben die Veröffentlichung erst nach dem Tode Kaiser Wilhelms vorgesehen und zugestanden. Der Cottasche Verlag, der im Besitze der Handschrift war, hat indes gemeint, die Thronentsagung Wilhelms seinem Hingange gleich achten zu dürfen. Es war in der Tat höchste Zeit, daß das deutsche Volk volle Klarheit über die gewaltsame Abdankung des Reichsschöpfers gewann und Bismarck selbst zu Worte kam. Erst nach Einwilligung Kaiser Wilhelms, dessen Privatbriefe an Bismarck zum Bestande des Buches gehörten, ist die gerichtlich behinderte Ausgabe in Deutschland freigegeben worden.

Diejenigen, die in seiner Vorstellung seine Entlassung mit veranlaßt hätten, hat der Todwunde bitterarg mitgespielt. Dies gilt von dem armen Bötticher, der so hilfslos zwischen Kaiser und Kanzler geraten war. Dies gilt vor allem von Wilhelm II. selbst. Nicht genug damit, daß das strenge Urteil seines unmutigen Vaters gegen ihn ausgespielt wird, er hätte von seinen hervorragendsten Vorfahren allesamt fast nur ihre schlimmen Eigenschaften geerbt, auch sonst geht der Kanzler scharf mit dem Monarchen ins Gericht.

Am verhängnisvollsten ist dem Gestürzten, ohne daß er es geahnt zu haben scheint, sein eigener Sohn Herbert geworden, den er seit bald einem Jahrzehnt zu vertrautester Mitarbeiterschaft herangezogen hatte. Da Graf Herbert als preußischer Staatsminister und Staatssekretär des Auswärtigen und zudem Jugendkamerad Wilhelm II. diesem ständig zur Seite war, wähnte Bismarck selbst fernbleiben zu können. Herbert Bismarck ist aber infolge seines hochfahrenden, burschikosen Wesens bei den maßgebenden Persönlichkeiten durchweg äußerst unbeliebt gewesen. Er hat in dem Konflikte, anstatt zu besänftigen und auszugleichen, dadurch, daß er den Vater aufhetzte, geradewegs Oel ins Feuer gegossen.

Doch das alles ist nebensächlich. Das Zerwürfnis zwischen dem greisen Kanzler und dem jungen Kaiser war unabwendbar. Bei all seiner Genialität und vaterländischen Hingebung hat Bismarck mit der Zeit, wie er sie selbst heraufgeführt hatte, offenbar nicht mehr Schritt zu halten vermocht. Indem der jugendliche, noch unreife Wilhelm es seinerseits versuchte, geriet er mit dem eisernen Alten von Schritt zu Schritt weiter auseinander. Bismarck ist denn auch darauf gefaßt und dazu bereit gewesen, das Verhältnis zu lösen. Was ihn so aufgebracht hat, ist, daß er in so rücksichtsloser, kränkender Weise zum Rücktritt gezwungen und kaltgestellt worden ist. Dazu kam die Ueberzeugung, daß Wilhelm II. in seinem ausgesprochenen Dilettantismus nicht der Mann sei, das zugleich von außen und von innen bedrohte Reich selbständig durch die ständig drohende Brandung zu steuern. Durch die nun einmal gegebene geographische Lage inmitten des europäischen Festlandes, eingeklemmt zwischen dem unversöhnlichen Frankreich und dem antideutschen, slawischen Osten, hatte Deutschland ständig einer erdrückenden Koalition und dazu noch die Erdrosselung vom Meere aus durch England zu gewärtigen. Diese Einkreisung zu verhindern, war das unausgesetzte Sinnen und Trachten Bismarcks gewesen. Seine Beseitigung eben in dem Augenblick, indem er mit Rußland erneut enge Fühlung gewonnen hatte, die alsbald wieder verloren ging, sollte in der Tat die Katastrophe, wie sie 1914 hereingebrochen ist, anbahnen.

*) Zu „Gedanken und Erinnerungen" von Otto Fürst von Bismarck. 3. Band. Verlag Cotta Nachf., Stuttgart und Berlin.

Vergl. auch „Karlsruher Tagblatt" Nr. 6, 7 und 9.

Pfannkuch & Co

Riesen-Heringe
Stück Mark 1.20

Bismarckheringe
Stück Mark 1.60

Rollmöpse
Stück Mark 1.60

Russische Sardinen
Dose Mark 45.—

offen Pfund Mark 10.—

Lachs-Heringe

geräucherte Schellfische

Bücklinge

Pfannkuch & Co

Ihr Paßbild in wenigen Minuten nur im Photograph. Atelier, Herrenstr. 38.

Danksagung.

Allen denen, die uns durch freundliche Gaben ermöglichten, unseren Blinden eine Weihnachtsfreude zu bereiten, sagen wir herzlichen Dank.

Die Blindenvereinigung von Karlsruhe und Umgebung.

Badischer Kunstverein E.V.
Karlsruhe, Waldstraße 3
vom 15. Januar bis 14. Februar 1922
Ehren-Ausstellung
Professor Friedrich Kallmorgen.
Besuchszeiten: Werktags 10—1 und 2—4 Uhr
Sonntags 11—1 und 2—4 Uhr
Eintrittspreis für Nichtmitglieder 2 Mark.

3000 Mark Belohnung.

In der Sylvesternacht wurde in der Nähe von Ettlingen im Walde hinter den deutschen Praeposit-Werken eine größere Menge Sprengmunition zur Entzündung gebracht. Hierdurch wurde die 100 000 Volt-Leitung des Murgwerkes stark beschädigt.

Wir zahlen obige Belohnung demjenigen, welcher uns die Täter benennt oder so zweckdienliche Angaben macht, daß dieselben ermittelt und gerichtlich zur Verantwortung gezogen werden können.

Badische Landeselektrizitäts-Versorgung A.-G. (Badenwerk)
Karlsruhe, Hebelstraße 4.

Festhalle Karlsruhe
Sonntag, den 15. Januar 1922, nachm. 4 Uhr
Einmaliges Gastspiel der Brüder Rio und Fery Gebhardt.
Mitwirkende:
Fritz Hölzer, Heldentenor
Harmonie-Orchester.
Kartenvorverkauf bei Fritz Müller, Musikalienhandlung, und Stadtgarteneinnehmer Brunner.

Inventur-Ausverkauf
FREITAG UND SAMSTAG
DIE LETZTEN ZWEI TAGE
TIETZ

Baubund-Möbel
in bewährter Güte und reicher Auswahl zu angemessenen Preisen gegen Barzahlung oder auf Teilzahlung.
Eigene Verkaufsstellen:
Karlsruhe, Karlfriedrichstr. 22
Freiburg, Karlsplatz 35
Bruchsal, Gewerbehalle a. Markt
Pforzheim, Theaterstr. 15
Offenburg, Steinstr. 2
Mosbach, Hauptstr. 12
Singen a. H., Scheffelstr. 25
Konstanz, Roßgartenstr. 31.
Badischer Baubund G. m. b. H.
Gemeinnütziger Möbelvertrieb
Telephon 5157 Karlsruhe Am Rondellplatz

RESIDENZ-Lichtspiele
Waldstraße 30 — Waldstraße 30
Spielplan:
bis einschließlich Freitag
Über den hohen Bergen
Nordisches Schauspiel in einem Vorspiel und 4 Akten
Nach einer Erzählung von Björnstjerne Björnson.
Mester-Woche Nr. 53
Die Tochter des Maharadscha
Lustspiel in 2 Akten.

Abonnenten kauft bei Inserenten des „Karlsruher Tagblatts".

Kleiner Festhallesaal
Sonntag, den 15. Januar 1922, 11 Uhr vormittags
2. Morgenaufführung
für die Jugend
veranstaltet vom Badischen Konservatorium für Musik zu Karlsruhe
Leitung: Professor H. K. Schmid
Vortragsfolge:
Johann Sebastian Bach.
1. Sonate in E-Dur für Violine und Klavier
Dr. Karl Brückner und Dora Matthes
2. Drei Lieder aus dem Notenbuch der Anna Magdalena Bach
Else Buchert (Klasse Staudigl)
Begleitung: Mathilde Roth
3. Konzert für 2 Violinen und Klavier
Luise Schläfer und Ulrich Schmid (Klasse Brückner)
Klavier: Karl Kottermeier (Klasse Schmid)
4. „Mein gläubig Herze", Arie mit Violine und Klavier
Paula Köbele (Klasse Staudigl)
Luise Schläfer (Violine)
Mathilde Roth (Klavier)
5. Zwei Choräle
Chorklasse: Kapellmeister Cassimir.
Eintrittskarten: Schüler 1 Mk., Erwachsene 3 Mk. (einschl. Garderobe und Einlaßgebühr) in der Musikalienhandlung Fr. Doert, Kaiserstraße 159.

Zentralverband der Angestellten
Ortsgruppe Karlsruhe.
Voranzeige
Samstag, den 21. Januar 1922
in den Räumen der Städt. Festhalle
Kostümball
(Kirmeß in Dörlesbach)
Anfang 8 Uhr — Ende 2 Uhr
Saaleröffnung 7 Uhr.
Eintrittskarten auf der Geschäftsstelle Karl-Friedrichstr. 18 sowie bei den durch Plakate bezeichneten Vorverkaufsstellen.

Der neue Post-Tarif
Sonderabdruck aus dem „Karlsruher Tagblatt"
ist auf Karton gedruckt in neuer Auflage erschienen und zum Preise von 2 Mark das Stück in unserer Geschäftsstelle, Ritterstraße 1, zu haben.
Karlsruher Tagblatt.

Das führende Haus für decente Kleinkunst ist das
„Rote Haus"
das beweist das Januar-Programm u. a.
Willy Eder
mit seinem neuen Pierrot-Repertoir.

Alpenverein-Skiklub
Karlsruhe
Freitag, den 13. Januar, abends 8 Uhr
Saal III, Schrempp
Herr Steurer aus Rastatt
Vortrag mit Lichtbildern:
„Bilder aus der Welt des Islams"
Sonntag, 15. Januar, Sonntags-Skikurs Ort und Zeit wird noch bekanntgegeben
Anmeldungen im Sporthaus Müller, Waldstraße

Ziehung vom 25. bis 31. Januar.
Freiburger Münster-Geld-Lotterie
600000 Lose. 26671 Gewinne, zusammen
Eine Million Mark
Hauptgewinne bar ohne Abzug
150000 M.
100000 M.
75000 M.
50000 M.
= Freiburger Münster-Lose 6 M. =
Porto u. Liste 3 M extra empfehlen alle Verkaufsstellen sowie die Kasse des Münsterbau-Vereins in Freiburg, Postscheck-Konto Karlsruhe 2261 und
Eberhard Fetzer, Karlsruhe
Ostendstraße 6 • Postscheckkonto Karlsruhe 19870
Wiederverkäufer überall gesucht

Keine Ladenspesen. Keine Personalspesen.
Daniels Konfektionshaus
Tel. 1846. Karlsruhe, Wilhelmstr. 34, 1 Tr.
Billigste Bezugsquelle für Damenkonfektion.
Wintermäntel . . . . M. 150 an
Tuchmäntel . . . . . „ 375 „
Kostüme . . . . . „ 150 „
Kostümröcke . . . . . „ 33 „
Kleider . . . . . „ 125 „
Konfirmandenkleider . „ 145 „
Seidenkleider . . . . „ 250 „
Blusen aller Art
Voilekleider etwas angetrübt, staunend billig.

Bad. Landestheater.
Donnerstag, 12. Januar. 7—9½ Uhr. Mk. 25.—
Rose Bernd.

Herrn Collins Abenteuer.

Roman von Frank Heller.

(Copyright 1922 by Georg Müller in München.)

18. (Nachdruck verboten.)

Er öffnet sie, und Mr. Bateson sieht starr vor Verblüffung, was er hervornimmt: einen Plan über das Kontor der London and Liverpool Bank am Ludgate Zirkus und in Putney und dann Aufzeichnungen über Direktor Walters Gewohnheiten; aber bei dem Anblick der Handschrift tritt kalter Schweiß auf Mr. Batesons Stirne. Denn es ist seine eigene, unverkennbar seine eigene, und doch hat er diese Papiere nie vorher gesehen.

Ha, du roher englischer Taschendieb und Verbrecher! Fängst du nun an, zu sehen, wem du ins Gehege gegangen bist? Fängst du an, den Tag zu bereuen, an dem du Philipp Collins Weg kreuztest? Zu spät, mon ami! Das englische Gesetz, in dessen Schutz du ihm trotztest, läßt nicht mit sich spaßen: das ist eine Sache, über die du nun so manches liebe Jahr nachdenken kannst.

„Das habe ich nicht geschrieben," stottert Mr. Bateson mit heiserer Stimme. „Ein Anschlag gegen mich . . ."

Der Polizeibeamte wirft einen Blick auf den Brief, den man in Mr. Batesons Tasche gefunden hat, vergleicht die Handschrift und zuckt die Achsel.

„Man führe den Gefangenen ab," sagt er.

Und Philipp Collin lacht, als er die Abendblätter liest.

*

Der Schlußakt dieser ersten englischen Transaktion Philipp Collins spielte sich sieben Jahre später ab. Denn in Anbetracht der fehlenden Tasche und einiger anderer Umstände bekam Mr. Bateson nur diese gelinde Strafe.

Am selben Tag, an dem er Dartmoor verließ, wurde er zum Direktor gerufen.

„Ein Brief an Sie, Bateson," sagte dieser. „Er scheint Geld zu enthalten. Er wurde mir vor einem halben Jahre mit der Bitte überreicht, daß ich ihn Ihnen heute übergeben solle."

Der Gefangene nahm den Brief mit zitternder Hand, riß ihn auf und starrte mit stumpfem Staunen zwei dicke Banknotenbündel an, die herausfielen. Endlich gelang es ihm, sich aufzuraffen, und er las den Brief.

„Dear Mr. Bateson," stand da, „Sie müssen zugeben, daß ich mein Versprechen gehalten habe, welches ich Ihnen vor längerer Zeit in Bond Street gab, ich habe wirklich die Polizei gerufen, und sie hat unsere kleine Angelegenheit in befriedigendster Weise geordnet.

„Ich halte immer Wort. Aber da Sie nun Ihr Verbrechen gesühnt haben, hege ich keinen Groll mehr gegen Sie, und als Beweis dafür bitte ich, Ihnen das Inliegende überreichen zu dürfen. Möchte Ihnen dieses Geld auf einer besseren Bahn weiterhelfen als Ihrer alten verbrecherischen!

Ihr ergebener

Philipp Collin."

Mr. Bateson starrte hilflos den Direktor an, der begonnen hatte, die Banknoten zu untersuchen. „Gute Bank of England-Papiere," murmelte dieser. „Aber halt . . ." Er trat an das Bücherregal und nahm einen Band Gerichtssaalprotokolle aus dem Jahre 1906 heraus.

„Was zum Teufel," rief er plötzlich. „Darum kamen mir die Nummern so bekannt vor! Das sind ja dieselben Noten, wegen deren Sie hopp genommen wurden — ich meine die größten! Die kleinen sind, wie wir in Erfahrung gebracht haben, an verschiedenen Orten gewechselt worden. Hier haben Sie die Nummern!"

Er begann Sie zu lesen, aber Mr. Bateson hörte kaum zu, denn er hatte den Brief umgedreht und auf der Rückseite das folgende Postskriptum gefunden:

„Ich gebe zu, daß Sie die Noten, die ich Ihnen schicke, vielleicht etwas schwer zu wechseln finden werden, Aber, diable, was wollen Sie? Man tut, was man kann, um seinen Freunden zu helfen! Noch einmal Ph. C."

II.

Das Abenteuer der zerstreuten Herren.

Im Nordwesten Londons, an der Grenze der fashionabelsten Viertel um Regents Park, liegt Gothenburg Road. Die Straße zeigt, wie es in alten Romanen heißt, Spuren entschwundener Schönheit; sie war früher ein Glied der oben erwähnten eleganten Straßenzüge, ist aber degradiert worden. Von Bloomsbury im Südosten rücken die Boardinghäuser in dichten Kolonnen an und haben schon die wichtigsten Punkte von Gothenburg Road besetzt. Noch ein paar Jahre, und die Straße, die jetzt mit der Verzweiflung einer alternden Hofdame um ihr Aussehen kämpft, wird ihre Position als fashionable Straße für immer verloren haben.

In der Mitte von Gothenburg Road liegt das Haus 49, ein mittelgroßes, respektables dreistöckiges Gebäude, das im Jahre 1906 eine ziemlich vernachlässigte Außenseite sowie das Schild „Zu vermieten" aufwies. Der Zins, der für das Haus verlangt wurde — 450 Pfund — hatte lange als eine Bürgschaft dafür gegolten, daß die Herren Frank, Knight u. Co., Hannover Square 20 es nie vermieten würden. Um so größeres Erstaunen erregte es darum bei den Klassengenossen des Hauses sowie in den umliegenden Boardinghäusern, als eines Tages im April des besagten Jahres Arbeiter sich im Hause und den vier tischtuchgroßen Beeten zu betätigen begannen, das Schild „Zu vermieten" verschwand und Möbelwagen vor dem Tore vorfuhren.

Da seh mal einer, haben sie Nr. 49 angebracht, sagte man in den Boardinghäusern. Wer kann nur 450 Pfund für diese alte Baracke geben? Wahrhaftig, wir kriegen ja einen Nachbar in Nr. 49, sagte man in den anderen Häusern. Hoffentlich wird es kein Boardinghaus sein!

Die Neugierde wurde nach ein paar Tagen befriedigt, als man erfuhr, daß das Haus an einen Ausländer vermietet war, Professor Pelotard aus Paris, steigerte sich aber zur doppelten Höhe, als der Professor einzog. Denn er schien fest entschlossen, Gothenburg Road in Unkenntnis über sich und sein Tun zu lassen. Die spähenden Augen, die sich aus den Fenstern der Straße auf ihn richteten, mußten sich damit begnügen, zu konstatieren, daß der Professor ein Mann von ungefähr dreißig Jahren war, überaus soigniert gekleidet, der Besitzer eines blaugrünen Daimler und vermutlich allein im Hause. Seine Dienerschaft bestand aus einer französischen Köchin und einem schwedischen Hausmädchen; über die Gewohnheiten des Professors befragt wußten sie nur zu erzählen, daß er den ganzen Tag an etwas sehr Gelehrtem arbeite, dessen nähere Beschaffenheit unbekannt war, und daß er vermutlich sehr reich sein mußte.

(Fortsetzung folgt.)